



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dreißig Jahre in Paris.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Dreißig Jahre in Paris.



Ich eine Reise! Nach dreißig Jahren noch fühle ich, wenn ich daran denke, meine Beine in einem Eisblocke und werde von Magenkrämpfen ergriffen. Zwei Tage in dritter Wagenklasse in einem dünnen Sommeranzuge und bei scharfer Kälte! Ich war sechzehn Jahre alt, kam weither, vom hintersten Ende des Languedoc, wo ich letzter Unterlehrer war, um mich der Litteratur zu widmen. Mein bezahlter Platz hatte mir gerade vierzig Sous in der Tasche gelassen, doch warum sollte ich mich darüber beunruhigen? War ich doch so reich an Hoffnungen! Ich vergaß, daß ich Hunger hatte, trotz der Verlockungen von Backwerk und belegten Butterbrotten, die auf den Buffets der Bahnhöfe zur Schau gestellt waren; ich wollte meine blanke sorgsam in einer meiner Taschen versteckte Münze nicht fahren lassen. Gegen das Ende der Reise freilich, als unser Zug keuchend und uns von einer Seite auf die andre schleudernd uns über die traurigen Ebenen der Champagne dahinriß, war ich nahe daran, ernstlich krank zu werden. Meine Reisegefährten, Matrosen, die sich die Zeit mit Singen vertrieben, reichten mir ein rundbauchige Flasche. Wackere Leute! Wie schön waren ihre rauhen Lieder, wie gut ihr heißer Branntwein für einen, der zweimal vierundzwanzig Stunden lang nichts gegessen hatte.

Dies rettete und belebte mich neu, die Übermüdung wiegte mich in Schummer, ich schief mit zeitweisigem Erwachen beim Halten des Zuges und Rückfällen in die Schlassucht, sobald der Zug wieder in Gang war.

Ein Lärm von Rädern, der über eiserne Platten dröhnt, eine riesige Wölbung von Glas, erfüllt von Licht, Thüren, welche schlagen, Gepäckwagen, welche rollen, eine ungeduldige, geschäftige Menge, Beamte der Douane — Paris.

Mein Bruder erwartete mich auf dem Perron. Ein praktischer Bursche, wie er trotz seiner Jugend war, erfüllt vom Gefühl seiner Pflichten als der ältere, hatte er sich mit einem Handkarren und einem Dienstmanne versorgt. Wir wollen gleich dein Gepäck aufladen!

Es war nett, dies Gepäck. Ein kleines armseliges Köffchen, verziert mit Nägeln und Ausbesserungen und mehr als sein Inhalt wiegend. Wir setzten uns längs der verlassenem Quais hin nach dem Quartier latin in Bewegung und marschierten durch schlafende Straßen hinter unserm Karren, den der Dienst-

mann schob. Es war kaum Tag, wir begegneten nur Arbeitern, vom Frost blau angelaufenen Gestalten oder Zeitungsträgern, die geschäftig die Morgenblätter unter die Thüren der Häuser schoben. Die Gaslaternen verloschen, die Straßen, die Seine, die Brücken erschienen mir mitten im Morgennebel finster. An meinen Bruder geschmiegt, das Herz beengt, von einem unwillkürlichen Schrecken ergriffen, während wir immerzu dem Karren folgten — das war mein Einzug in Paris.

Wenn du nicht sehr eilig hast, unsre Wohnung zu sehen, gehen wir vor allem frühstücken, sagte Ernst.

Ach ja — wir wollen essen!

Buchstäblich starb ich vor Hunger.

O weh, die kleine Kaffeewirtschaft, eine Wirtschaft der Rue Corneille, war noch nicht geöffnet, wir mußten längere Zeit warten und spazierten, um uns zu erwärmen, in der Umgebung immer um das Odeon herum, das mir mit seinem mächtigen Dache, seinem Portikus und seinem tempelartigen Aussehen gewaltig imponirte.

Endlich öffneten sich die Läden, ein noch halb schlafender Kellner ließ uns eintreten, während er mit Geräusch seine weiten Pantoffeln schleppte und wie die Stallknechte brummte, die man auf den Poststationen zum Anschirren der Pferde aufweckt. Dies Frühstück im Morgengrauen wird nie aus meiner Erinnerung entschwinden, ich brauche nur die Augen zu schließen, um den kleinen Saal mit seinen nackten und weißen Mauern und den Kleiderrechen auf dem Kalkbewurf wiederzusehen, das Kontor mit zusammengerollten Servietten bedeckt, die Marmortische ohne Decken, aber von Sauberkeit strahlend. Gläser, Salzfüßer und zahlreiche kleine Karaffen, mit einem Wein, der keine Verwandtschaft mit Traubensaft hatte, mir aber gut schien, standen schon in Bereitschaft.

Kaffee für drei! befahl der Kellner nach eigener Eingebung, sobald er unser ansichtig wurde. Und da zu dieser Stunde niemand anders als er im Saal und in der Küche war, antwortete er sich selbst: Bum! und brachte uns „Kaffee für drei,“ das heißt für drei Sous einen wohlschmeckenden, duftigen, verständig gesüßten Kaffee, der ebenso schnell als die beiden Brötchen verschwand, die in einem geflochtenen Körbchen aufgetragen wurden.

Wir bestellten dann eine Omelette, weil es für ein Kotelette in der That noch zu früh war.

Eine Omelette für zwei — bum! brüllte der Kellner.

Scharf gebacken! rief mein Bruder.

Ich beugte mich gerührt vor der Haltung und den großen Manieren dieses Sybariten von Bruder, und beim Dessert — Auge in Auge, die Ellbogen auf dem Tische — welche eine Fülle von Geständnissen und Plänen tauschten wir vor einer Schüssel voll Rosinen und Haselnüssen aus! Der satte Mensch ist

ein besserer Mensch. Hinweg mit Trübsinn und Unruhe — dies einfache Frühstück hatte mich wie Champagner berauscht.

Wir gingen Arm in Arm weiter und sprachen sehr laut. Eben ward es voller Tag; Paris lächelte mich aus allen geöffneten Läden an, selbst das Odeon setzte, um mich zu begrüßen, eine freundliche Miene auf, und die weißen Marmorstatuen im Luxemburggarten, die ich durch das Gitter betrachtete, schienen anmutig den Kopf zu neigen und mich willkommen zu heißen.

Mein Bruder war reich. Er bekleidete das Amt eines Sekretärs bei einem alten Herrn, der ihm seine Erinnerungen diktierte und erhielt dafür monatlich 75 Franken. Mit diesen 75 Franken mußten wir in Erwartung künftigen Ruhmes leben, mußten das kleine Zimmer im fünften Stock des Senats Hôtels in der Rue Tournon teilen, das nicht viel mehr als eine Bodenkammer war, mir aber vortrefflich erschien. War es doch eine Pariser Bodenkammer. Die Worte „Hôtel des Senats“ in großen Buchstaben im Schilde des Hauses prangen zu sehen, schmeichelte meiner Eigenliebe und machte mich schwindeln. Angesichts des Hôtels auf der andern Seite der Straße stand ein Haus aus dem vorigen Jahrhundert, das auf seinem Giebel zwei liegende Figuren trug, welche beständig Miene machten von der Höhe der Mauer auf die Straße hinabzufallen.

Dort wohnt Ricord, sagte mein Bruder, der berühmte Ricord, der Arzt des Kaisers. Das Hôtel des Senats — der Arzt des Kaisers — diese Worte figelten meine Eitelkeit und beglückten mich! O diese ersten Eindrücke von Paris! —

Mit der vorstehenden, höchst lebendigen und charakteristischen Schilderung seiner ersten Ankunft in der französischen Hauptstadt eröffnet ein bedeutender und vielgefeierter Schriftsteller, Alphonse Daudet, seine Dreißig Jahre in Paris,*) einen Band, der, mit hübschen kleinen Illustrationen von Bieler, Montégut, Myrbach, Picard und Kossi verziert, wohl der Vorläufer einiger ähnlichen Bücher ist, da ihm bereits neue „Erinnerungen eines Schriftstellers“ aus derselben Feder gefolgt sind. Die wunderliche französische Mode, nach der neuerdings jedes Buch, das gehen soll, in einem Bande zusammengedrängt sein muß, zwingt zu ebenso wunderlichen Auswegen. In den vorliegenden „Dreißig Jahren“ wechseln Genrebilder wie „Die Ankunft,“ „Der erste Frack,“ „Mein Trommelschläger,“ „Das erste Stück,“ „Die Sperlingsinsel,“ Charakteristiken hervorragender, Daudets Entwicklung beeinflussender Persönlichkeiten wie Billemeissant, Henri Rochefort, Henri Monnier, Turgeniew (den Daudet Tourguéneff schreibt) und endlich einige Kapitel „Geschichte meiner Bücher“ mit einander ab, und da von diesen Büchern nur „Der kleine Dingsda,“ „Tartarin von Tarascon,“ „Jack“ und „Fromont jun. und Risler sen.“ besprochen werden, geht allein hieraus hervor, daß wir einige Fortsetzungen der hiermit begonnenen Erinnerungen zu erwarten

*) Trente ans de Paris. Paris, C. Marpon et E. Flammarion, 1888.

haben. Wie dem immer sei, schon die vorliegenden „Dreißig Jahre“ genügen, um die Art und Weise des Schriftstellers wiederzuerkennen und an einer seiner Leistungen wieder einmal vollere Teilnahme zu gewinnen als an „Sappho“ und dem „Unsterblichen.“

Gleich die eben mitgeteilte Einleitung legt freilich eine ernste Betrachtung nahe. Die Schilderung des ärmlichen Einzuges Daudets in Paris erinnert lebhaft an die verwandten Schilderungen S. J. Rousseaus, Alexander Dumas des Älteren und manches andern, die gleich Daudet, arm an Beutel und reich an Hoffnungen, das Pflaster der Weltstadt an der Seine zuerst betraten. Für den Schriftsteller wie für seine Leser liegt ein unsäglicher Reiz in den Schilderungen so dürftiger Anfänge, die von einem glücklich erreichten Ziele aus entworfen werden. Denn die Tausende, welche ähnlich arm und hoffnungsreich anfangen, aber vor einem rühmlichen oder auch nur leidlichen Ziel in den Wirbeln der Großstadt untergehen, hinterlassen keine dauernden Erinnerungen, die Selbstbiographie eines völlig gescheiterten wird kaum geschrieben werden, und insofern mischt sich in den Eindruck, den Bücher, wie die „Dreißig Jahre“ Daudets hinterlassen, immer ein Element der Täuschung. Indem man sich des Talentes freut, das sich mannhaft aus Dunkelheit und Dürftigkeit zu Ehren emporgekämpft hat, vergißt man leicht, welchen Anteil auch das Glück hieran gehabt hat. Daudet vergißt es in seinen Aufzeichnungen nicht ganz, die blinde Göttin zu preisen, aber natürlich legt er ihrem Walten minderes Gewicht bei als seinem eignen Streben, seinem Genie und vielleicht ein wenig seiner Liebenswürdigkeit und Weltklugheit. Denn den Erinnerungen Daudets fehlt nicht jener Anhauch von Eitelkeit, der fast allen Franzosen in gleicher Lebenslage und Berufsrichtung eigentümlich ist. Man kann nicht sagen, daß er bei unserm Schriftsteller besonders stark sei, und obgleich Daudet ein Südfranzose ist, hat er sich doch oft zu über die Ruhmredigkeit Tartarins von Tarascon und Rouma Roumestans lustig gemacht, um in ihren Ton zu fallen. Alexander Dumas' Memoiren schlagen z. B. den gasconischen Ton viel entschiedener an als die Aufzeichnungen Daudets, obgleich Daudet der Gasconer und Dumas der Nordfranzose ist.

Daudet kam im Jahre 1857 nach Paris, in der Glanzzeit des zweiten Kaiserreichs, dessen leitenden und maßgebenden Persönlichkeiten er als Sekretär des Herzogs von Morny nahe rückte. Er sah sich bald nach der Veröffentlichung seiner Jugendgedichte und des Erstlingsromans „Der kleine Dingsda“ in den Kreis jener begünstigten Schriftsteller versetzt, von denen Gesellschaft, Presse und Buchhandel von Paris ein günstiges Vorurteil hegen, bei denen sie die Möglichkeit eines künftigen großen Erfolges voraussetzen. Und hier läßt sich nicht verschweigen, daß der junge französische Schriftsteller, obgleich sich auch in Frankreich die Litteraturzustände seit den dreißiger und vierziger Jahren wesentlich verschlechtert haben, vor dem deutschen etwas voraus hat.

Die Begriffe über Geist, Talent, Phantasie und Gestaltungskraft sind in Paris natürlich genau so verschieden und schwankend wie in Berlin oder München. Aber eins steht fest: der Begriff des Stils, der Respekt vor der Beherrschung der Sprache, ein sicheres Gefühl dafür, ob litterarische Ersüßungsversuche aus ernster litterarischer Arbeit hervorgegangen oder klägliche Pflüscherei sind. Und die verhältnismäßige Allgemeinheit dieser Art von Erkenntnis und dieser Art von Urteil kommt den wirklichen Talenten mehr oder minder zu Hilfe. Auch Daudet hat dies erfahren, und gerade seine frühesten Werke, die bis zu den Romanen „Fromont und Risler“ und „Sack“ wenig oder nichts mit der modischen Ehebruchslitteratur des zweiten Kaiserreiches zu thun hatten, sind um der Vorzüge ihres Stiles willen doch beachtet, gelesen, anerkannt worden. Gegenüber unsern deutschen Zuständen, in denen das große Publikum und die Zeitungskritik die kläglichste Stümperhaftigkeit gelten lassen, während die Ausschließlichen auch den talentvollsten und vorzüglichsten Süsser der Litteratur mit der Wahrheit zu Boden schlagen, daß er weder ein Shakespeare noch ein Goethe sei, muß der bezeichnete Vorteil hoch angeschlagen werden. Wir wissen nicht, ob es auch heute noch so günstig um die talentvollen litterarischen Anfänger steht wie in Daudets Jugendzeit. Jedenfalls leuchtet aus gewissen Abschnitten der „Dreißig Jahre“ und der Geschichte seiner frühesten Werke hervor, daß ihm die rasche Empfänglichkeit für litterarisches Verdienst, die den Franzosen unter dem zweiten Kaiserreiche zwar schon minder als unter der Restauration und der Julimonarchie, aber doch noch eigen war, zu gute gekommen ist.

Die einzelnen Kapitel der Erinnerungen Daudets bringen natürlich eine große Zahl kleiner Züge zu dem Litteratur- und Sittenbilde der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre, aber der Schriftsteller besitzt Einsicht genug, zu wissen, daß die frühe Kenntnis von „ganz Paris,“ die er erworben hat, zunächst doch nur jenes kleine Stück von Paris zwischen dem Gymnasietheater und der Oper, Notre Dame de Lorette und der Börse umfaßt, das sich einbildet, allein vorhanden zu sein: Börsenspekulanten, Schauspieler und Journalisten und die lebhaft geschäftige Menge der guten „Boulevardiers,“ die gar nichts thun. Da aber diese anspruchsvolle besondre Welt innerhalb der französischen Welt viel, nur allzuviel bedeutet, so werden alle Schilderungen aus ihr eine gewisse allgemeinere Teilnahme finden, auch wenn sie nicht so lebendig, geistreich und pikant geschrieben sind, wie Daudets kleine Skizzen. In seinen Charakteristiken stellt er die Menschen deutlich vor Augen, gleich die erste, „Billemeffant“, zeigt eines der Häupter des neufranzösischen Journalismus, den allmächtigen Herausgeber des allmächtigen „Figaro“, in greller Beleuchtung. Dem modernen Franzosen ist der Respekt vor dem Erfolge viel zu tief ins Blut gegangen, als daß er das Urteil über eine Erscheinung gleich der des berühmten Journalisten unumwunden aussprechen, daß er auch nur andeuten sollte, welches Unglück für sein Land ein Blatt wie der „Figaro“ gewesen ist, zu dem wir in Deutschland

allerdings in jeder großen Stadt Seitenstücke, aber glücklicherweise keines von der Allgemeinbedeutung des Pariser Journals besitzen; allein was Daudet erzählt, reicht im Verein mit dem, was wir sonst wissen, vollständig aus, dies Urteil zu begründen. Wer Gold aus Not gewinnt, muß sich gefallen lassen, daß man seine einzelnen Wohlthätigkeitsbezeugungen nicht zu hoch anschlägt. Der frühe Verkehr mit Männern vom Schlage Billemeffants ist übrigens die Erklärung dafür, wie ein Schriftsteller von Daudets Begabung und künstlerischer Vornehmheit es späterhin über sich gewinnen konnte, seinen Gönner und Wohlthäter, den Herzog von Morny, im „Nabob“ für alle Welt erkennbar an den Pranger zu stellen.

Es scheint, daß Daudet in seinen persönlichen Erinnerungen auf die Pikanterien, mit denen er einen Teil seiner Romane gewürzt hat, nicht zurückkommen will, der Grundton ist ziemlich ernst, hier und da, namentlich in der Geschichte von dem gascognischen „Lamburinaire,“ anmutig ironisch, immer aber bleibt er fesselnd und behält, obschon er sich dem sachlichen Inhalt der Kapitel anschließt, etwas von dem Wesen einer geistvollen Unterhaltung. Einzelne Meister-situationen mögen auf Rechnung des litterarischen Effektes gesetzt werden, so die Schilderung der südfranzösischen winterlichen Einsamkeit, in der Daudet die Geschichte „Der kleine Dingsda“ schreibt, und des Gegensatzes, der mit dem Hineintreten des ersten Menschen zu wirken beginnt. Nach einigen Monaten, in denen der Schriftsteller niemand gesehen hat, als die Frau eines Pächters, die ihn bei seinen Mahlzeiten bedient, stürzt diese Frau eines morgens zu ihm herein und ruft ihm im Patois des Landes zu, daß ein Mensch vor der Thüre stehe. „Dieser Mensch war ein Pariser, ein Journalist, der mich hier wußte und etwas über mich zu erfahren wünschte. Er frühstückt mit mir, man plaudert über Zeitungen, Theater, Boulevards; das Pariser Fieber ergreift mich und — am Abend reise ich mit meinem Besucher ab.“ Meist jedoch weiß Daudet solche Zuspitzungen auf den Effekt geschickt zu verbergen, und die Erinnerungen an seine Pariser Erlebnisse lesen sich wie offenherzige Bekenntnisse. Vortrefflich ist Daudets Erzählung von dem Eindrucke der ersten Darstellung seines ersten Stückes. Eine Drahtnachricht, daß dies kleine Stück ungewöhnlichen Erfolg gehabt habe, blüht ihn aus Algier heim nach Paris. Er kommt an, er stürzt nach dem Theater, das er am Faschingsdienstag von Polichinells und Masken aller Art erfüllt findet. Sie lassen sich zwar von seinem Stück rühren, er selbst aber trägt einen moralischen Katzenjammer der stärksten Art davon. „Das Stück, das diese braven Leute beklatschten, fand ich widerwärtig. O Jammer — gleich dieser dicke Mann, der, um väterlich und tugendhaft zu erscheinen, sich den Kopf Béran-gers hergerichtet hatte, meinem poetischen Traum? Wohlgeremkt, ich war ungerecht, Lifferant und Kouffeil, zwei vortreffliche Künstler, spielten, so gut man nur spielen kann, und ihr Talent war wahrlich nicht die letzte Ursache meines Erfolges. Aber der Absturz war zu stark, der Unterschied zwischen dem, was ich

geträumt hatte und dem, was sich nun samt seinen sichtlichen Mängeln, seinen unerträglichen Lücken vor Augen stellte, zu stark!" Wir führen diese Stelle wörtlich an, weil sie nicht nur die normale Empfindung eines jungen, poetisch angehauchten Dramatikers angesichts der Verwirklichung seiner Stücke wiedergibt, sondern weil sie uns zugleich bedeutsam scheint für die in allen Litteraturen der Gegenwart zu beobachtende Bühnenflucht. Die Nervosität unsrer Schriftsteller erträgt die Verluste nicht mehr, die auf dem Wege vom Schreibtisch bis vor die Lampen unvermeidlich sind, sie schrickt vor der Verfluchung und Verrohung zurück, welche (Ausnahmefälle abgerechnet) die „reale Bühne“ mit sich bringt. Daudets Geständnis erweist, daß selbst die Franzosen, die sich doch rühmen dürfen, daß auf ihren Brettern sorgfältiger probirt und besser gelernt wird als auf den unsern, von dieser Krankheit der Lampenscheu nicht mehr frei sind.

Interessant und nicht ohne Bedeutung sind die Mitteilungen Daudets über die Jugend Henri Rocheforts und seinen persönlichen Verkehr mit diesem Propheten der Kommune und der Revanche. Rochefort taucht nach diesen Mitteilungen in einer legitimistisch angehauchten Familie auf, und in der That, wenn wir uns auf seine ersten Schmähschriften gegen das zweite Kaiserreich besinnen, so muß man zugeben, daß die eine kleinere Hälfte seiner vergifteten Pfeile aus Chateaubriands Schriften und nur die andere größere aus Marats „Volkfreund“, Heberts „Pere Duchesne“ und ähnlichen Blut- und Notzeitschriften des Jahres 1793 entlehnt war. Daudet berichtet, daß seine letzte Begegnung mit Rochefort im kriegerischen Getümmel der Pariser Belagerung und der letzten verunglückten Ausfälle nach der Seite des Mont Valerien stattgefunden habe, und entzieht sich damit der Notwendigkeit, über die politische und litterarische Thätigkeit des Agitators seit 1871 zu urteilen. Je farbiger er aber die friedlichen wohlgeordneten Familienverhältnisse ausmalt, aus denen Henri Rochefort hervorgegangen ist, je entschiedener er betont, daß alle Eindrücke seiner Jugend der wilden und komödiantenhaften Rolle widerstrebten, in der Rochefort nachmals berühmt geworden ist, um so unwiderstehlicher drängt sich dem Nichtfranzosen das Gefühl einer ungeheuern Verfahrenheit dieser ganzen französischen Welt auf. Nichts scheint sicher, nichts folgerichtig, nichts notwendig, in keiner Erziehung, keinen Überlieferungen, keinen Lebensverhältnissen scheint der Einzelne noch eine Schranke zu finden! Man starrt in Möglichkeiten und Seelenwandlungen hinein, die aus Fieberträumen stammen und zu Fieberträumen führen.

Die beiden letzten Kapitel der „Dreißig Jahre“ erzählen von dem „großen Erfolge“, mit dem der Verfasser von „Fromont jun. und Risler sen.“ in die Reihe der gefeierten und über die ganze Welt bekannten Schriftsteller eingetreten ist, und von den persönlichen Beziehungen Daudets zu Turgeniew, die durch Flaubert vermittelt wurden und die leider mit einem Mißklang schließen. Die Fort-

setzung seiner Erinnerungen wird uns Daudet voraussichtlich auf der Höhe seiner Geltung und seiner Wirkungen zeigen, wir behalten uns vor, ihn auch auf diese Höhe zu begleiten. Einstweilen sei der Band, der inhaltreich und lehrreich im guten wie im bösen Sinne ist, auch der deutschen Leserschaft als eine Erscheinung der neuesten französischen Litteratur empfohlen, an der man nicht vorübergehen darf.



Wie sieht man und wie photographirt man Farben?



Die beiden Fragen sind Rätselfragen. Die erstere betrifft eine Thatsache, deren volle Erklärung noch nicht gefunden ist, die andre eine Aufgabe, die wohl vor der Hand noch unlösbar bleiben wird. Machen wir uns die Aufgabe klar: Es handelt sich dabei um eine photographische Aufnahme, die auf einer Platte ein Bild in den natürlichen Farben der Dinge, nicht bloß in den Abstufungen von hell und dunkel giebt. Mancher wird geneigt sein, zu fragen: Warum soll das bei den großartigen Fortschritten der Technik und Chemie nicht möglich sein? Was hat man nicht schon für unmöglich gehalten und später doch zu Wege gebracht! Das ist richtig. Indessen muß man von der photographischen Chemie nicht zu viel erwarten. Sie ist eine empirische Wissenschaft, oder vielmehr sie ist eine Technik, die durch Probiren zu ihren Erfolgen kommt, ohne sagen zu können, warum dies oder das so oder so wird. Überdies ist es Thatsache, daß seit Jahrzehnten eifrig an der Herstellung farbiger Photographien gearbeitet wird, daß aber alle Bemühungen vergeblich waren. Man ist daran gewöhnt, daß aller paar Jahre die Mitteilung durch die Zeitung läuft, man habe die bunte Photographie erfunden, und es fehle nur noch an einem Mittel, das Lichtbild festzuhalten, lichtbeständig zu machen; aber immer wurde es bald darauf still. Die bunte Photographie ist zur photographischen Seeschlange geworden.

Man hat allerdings Photographien in allen möglichen Farben und bietet jetzt wirkliche photographische Buntdrucke aus. Aber diese Buntdrucke sind nichts weiter als Farbendrucke der längst bekannten Art, nur daß sie mit Hilfe der Photographie hergestellt werden. Es ist bekannt, daß Buntdrucke angefertigt werden, indem man eine Anzahl von Platten nach einander auf dasselbe Papier druckt, derart, daß jede Platte einer einzelnen Farbe dient. Nach der älteren und gebräuchlicheren Herstellungsweise wurden diese Farbenbilder von dem Zeichner freihändig angefertigt, eine schwierige und zeitraubende Arbeit; seitdem man gelernt hat, das photographische Bild auf Stein oder